



Die Trauergäste nehmen Abschied: Bundespräsident Joachim Gauck mit seiner Lebensgefährtin Daniela Schadt in der Trauerhalle des Frankfurter Hauptfriedhofs

Foto Frank Röth

Deutschland gedenkt Marcel Reich-Ranickis

Er war kein Papst, wie man ihn oft genannt hat. Er war ein streitbarer Herrscher über das Reich der Literatur. Und er war eine öffentliche Figur des kulturellen Lebens, wie es keine zweite gab: bestaunt und bewundert auch von denjenigen, die keines der Bücher gelesen hatten, die für Marcel Reich-Ranicki doch das Leben waren. Thomas Manns „Buddenbrooks“ etwa,

aus denen Frank Schirrmacher zum Gedenken las. Die vielen hundert Menschen, die sich gestern Nachmittag in und vor der Trauerhalle des Frankfurter Hauptfriedhofs versammelten, um sich an Marcel Reich-Ranicki zu erinnern, waren seine Leser, seine Zuschauer.

Seine Autoren fehlten weitgehend bei der letzten Reverenz an ihren größten Kritiker, und das heißt doch vor allem:

an ihren größten Interpreten, Vermittler. Dafür war, direkt von der zweiten Gedenkfeier des gestrigen Tages, einer Veranstaltung in Essen zum 100. Geburtstag von Berthold Beitz, Bundespräsident Joachim Gauck nach Frankfurt gekommen – eine seltene Koinzidenz brachte die Erinnerung an einen Überlebenden der Schoa und einen Retter aus jener Mordzeit zusammen.

Gauck sprach nicht in der Trauerhalle. Es war dies die Stunde der Freunde und der Weggefährten. Und der Frankfurter, in deren Stadt Reich-Ranicki gelebt hatte. Die Freundin Rachel Salamander erinnerte daran, was für ein Privileg es war, jemanden wie Reich-Ranicki zu erleben. Der Freund Salomon Korn beschwor den privaten Reich-Ranicki, der so ganz an-

ders war als der stets kompromisslose Kritiker. Und es war an Thomas Gottschalk, dem Toten zum Abschluss der Feier einen Lebenspreis zu verleihen: im Namen all seiner Bewunderer. Was er war, verdankte er eigener Kraft, und „seine Stimme“, so Frank Schirrmacher, „wird überall dort zu hören sein, wo Literatur ist“. Sein Reich bleibt. (apl)

Der ungeliebte, der geliebte Ruhestörer

Abschied von Marcel Reich-Ranicki – Eine Trauerrede / Von Rachel Salamander

Es ist wie zu seinen Lebzeiten: Um diesen Mann herrschte immer Wirbel. Der Aufruf heute zu seiner Beerdigung hätte Marcel Reich-Ranicki sehr gefallen. Die überwältigende Anteilnahme der Bevölkerung hätte ihn ebenso gefreut wie das weit über das Übliche hinausreichende Medienecho. Mit dem Eintritt seines Todes am Mittwoch, dem 18. September, am frühen Nachmittag, überschlugen sich die Meldungen, Nachrufe und Statements, Sondersendungen auf allen Kanälen von Funk und Fernsehen, inklusive Internet, als stünde die Welt still und als gäbe es keine anderen Nachrichten. Hat je ein Bundespräsident oder eine andere Persönlichkeit des öffentlichen Lebens eine derartige Resonanz ausgelöst? Über seinen Tod hinaus hat er die Medien dirigiert. Ich stelle mir vor, wie Marcel mit mir darüber am Telefon spricht und mit welcher Lust und Freude er Zensuren verteilt zu diesem Artikel und jenem Beitrag.

Diese Reaktion der Öffentlichkeit und die nahezu einhellige Ehrerbietung tun gut. Schließlich hat Deutschland Marcel Reich-Ranicki viel zu verdanken. Ihm, der sich mit einer lebenslänglichen Wunde ins Leben zurückkämpfen musste. Wer einmal für lebensunwert erklärt wurde, „kann nicht mehr heimisch werden in der Welt“ (Jean Améry). Gegen alle Wahrscheinlichkeit konnte er sein von den Nationalsozialisten zur Disposition gestelltes Leben und das seiner Frau Tosia unter ständiger Todesdrohung vor der Vernichtung retten. Nur sie beide und die Schwester von Marcel Reich-Ranicki waren von den Familien übriggeblieben. Als Marcel Reich-Ranicki 1958 einen Studienaufenthalt in der Bundesrepublik nutzte, hier zu bleiben, stand er zum dritten Mal vor der Situation, eine neue Existenz aufzubauen zu müssen. Und er tat es in dem Land, das ihn, den Achtzehnjährigen, all dessen beraubt hatte, worauf ein junger Mensch kurz nach dem Abitur bauen kann: auf ein Zuhause, auf die Möglichkeit zu studieren, auf eine Zukunft. Von heute auf morgen galt nichts mehr, was ein Weltvertrauen ausmacht. Der Mitmensch wurde zum Gegenmensch, ohne Mitleid und Erbarmen, so hatte er Deutsche erfahren.

Aus der Gegenwelt der Deutschen und gezeichnet von dem, was ihm widerfahren war, kam er in Westdeutschland an. Neben zwei Koffern und fünf Dollar in der Tasche führte er allerdings mit sich, was ihm niemand hatte nehmen können und was ihm das Berliner Fichte-Gymna-

sium und die Mutter auf den Weg fürs Leben mitgegeben hatten: deutsche Bildung. Die deutsche Literatur hatte sich bei der Qual des Überlebens als „retten des Geländers“ (Ruth Klüger) bewährt, und sie sollte sich auch beim Neuanfang als tragfähiges Fundament erweisen.

Marcel Reich-Ranicki hat von möglichen Optionen vor allem eine gewählt: das Gute an Deutschland herauszustellen – Goethe und Schiller, Mozart und Beethoven. Nicht Mahner zu werden, nicht Rächer, nicht Kritiker der Deutschen, nur Literaturkritiker. Man könnte ihn schon fast einen Idealisten nennen. Er brachte den Deutschen zuerst ihre im „Dritten Reich“ verbotenen, verbrannten und ermordeten Dichter zurück, mit ihnen beheimatete er sich hier wieder. In seinem großartigen Text „Über Ruhestörer. Juden in der deutschen Literatur“ setzte er ihnen ein unvergleichliches Denkmal. Das alles gelang ihm, wiewohl er ein Autodidakt war, weder einer akademischen Schule noch einer Richtung der Germanistik angehörte. Idealist, der er war, hat er in einer Art ästhetischer Erziehung die Deutschen auf beste und uneinholbare Weise für ihre Literatur eingegeben.

Ein halbes Jahrhundert lang hielt er das literarische Leben hierzulande in Atem. Obwohl er am eigenen Leib erleben musste, wie brüchig die Werte und die Regeln des zivilisierten Zusammenlebens sind, wollte er dennoch selbst Maßstäbe setzen, ganz im Sinne von Gotthold Ephraim Lessing: „Was ihn bewegt, bewegt / Was ihm gefällt, gefällt / Sein glücklicher Geschmack ist der Geschmack der Welt.“ Unentbehrliches Korrektiv dabei war seine Frau Tosia. Unbürgerlich, wie sein Leben nun einmal verlaufen war, neigte er zum direkten Wort, zur Wahrheit, ohne Rücksicht auf gesellschaftliche Konventionen. Mit seinem unheimlichen Wissen – qua eines stupenden Kenntnisreichtums und als Zeitzeuge der europäischen Judenvernichtung – entfaltete er seine Autorität. Selbst furchtlos und mit einer Menschenkenntnis ausgestattet, wie sie nur denjenigen eigen ist, die Schreckliches hinter sich haben, fürchteten ihn nicht wenige. Sein untrügliches Gespür für das Charakteristische an Günter Grass und Martin Walser war genauso wenig ein Zufall wie das Zerwürfnis mit Joachim Fest, das ein Artikel des Historikers Ernst Nolte auslöste.

Am letzten Freitag stand in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung zu lesen, dass es im Deutschen Literaturarchiv in Marbach „fast keinen Schriftstellernach-

lass aus der Zeit nach 1945 (gibt), der nichts von Reich-Ranicki enthält“. Auf wie viel Positives und wie viel Hässliches über ihn mag man darin stoßen? Einer wie er wollte sich nicht ein weiteres Mal mundtot machen lassen. Er wollte gehört werden. Er musste gehört werden, um in der Gesellschaft seinen Wert, seinen Stellenwert wieder zu finden, dessen er so gnadenlos beraubt worden war. Schließlich war der „Ruhm, der Erfolg, ... ein Mittel gesellschaftlich heimatloser Menschen, sich eine Heimat, sich eine Umgebung zu schaffen“, wie Hannah Arendt schreibt.

Marcel Reich-Ranicki hat sich mit Hilfe der Literatur wieder eine Heimat inszeniert. Von sich sagte er, er sei ein „Jude doloris causa“, und nach seinem Vaterland befragt, antwortete er: „Von Heine stammt das schöne Wort, die Juden hätten sich im Exil aus der Bibel ihr portatives Vaterland gemacht. Und so bin auch ich schließlich wieder ein heimatloses noch ein vaterlandsloser Mensch. Auch ich habe ein portatives Vaterland – es ist die deutsche Literatur, die deutsche Musik.“

Marcel Reich-Ranicki hat mit viel Mut aufs Ganze gesetzt. Er hat ein zweites Mal sein Leben an Deutschland gebunden – und gewonnen. Das letzte Jahrhundert ging als Triumph für ihn zu Ende. Mit seiner Autobiographie gelang ihm sein eigener Lebensroman. Millionenfach verkauft und verfilmt, dankten ihm viele Menschen hierzulande mit ihrem Interesse an seinem Buchschicksal für all das, was er diesem Land mit seiner Existenz geschenkt hatte.

Sein letzter großer öffentlicher Auftritt endete mit dem Wort „Tod“. Es war der letztmögliche Augenblick, ihn als Redner zum Holocaust-Gedenktag in den Bundestag einzuladen. Das geschah im Januar 2012. Jetzt, mehr als zwei Jahre nach Tosias Beerdigung, trauern wir um Marcel Reich-Ranicki. Es ist in dieser Woche nach seinem Tod unendlich viel über ihn berichtet worden, noch einmal alles über sein Leben zusammengefasst worden. Die Differenz zum lebendigen Marcel bleibt. Diese elementare Ausnahmerecheinung lässt sich nicht auf den Begriff bringen. Alle Versuche, sich als Deuter seines Innenlebens auszugeben, sind vermessend. Es bleibt das Glück, ihn als Freund gehabt zu haben. Sein Vermächtnis sollten wir ernst nehmen: dass die Literatur immer im Gespräch bleibe und, genauso wichtig, dass wir immer Neuigkeiten parat halten und ja nicht langweilen.

Held des Vergebens

Über Marcel Reich-Ranicki / Von Thomas Gottschalk

Als ich gebeten wurde, auf der Trauerfeier von Marcel Reich-Ranicki das Wort zu ergreifen, habe ich zuerst erschrocken abgewinkt. Unmöglich erschien es mir, im Vokabular des Entertainers auch nur annähernd angemessene Worte zu finden, die dem Ernst dieses Lebens und der Größe dieses Mannes gerecht werden könnten. Unüberbrückbar schien mir die Distanz zwischen seiner Gedankentiefe und der Oberflächlichkeit meines Gewerbes. Sein Sohn war es, der diese Zweifel zerstreut hat, indem er mir schrieb: „Ob es ihm gefiel oder nicht, und natürlich gefiel es ihm, war mein Vater auch ein Mann des Fernsehens.“

In der Tat wären wir uns nie begegnet, wenn Marcel Reich-Ranicki nicht gern und mit erkennbarer Lust bereit gewesen wäre, mich in der Welt der Feuilletons dann zu verlassen, wenn ihm der Ausflug neue Erkenntnisse zu versprechen schien und ihn nicht zu langweilen drohte. Umgekehrt begriff aber auch ich sofort, dass dieser Mensch, trotz des meist erhobenen Zeigefingers, das Zeug zum Publikumsliebhaber hatte. Er war gern zu Gast in meinen Shows, er saß da manchmal in absonderlicher Gesellschaft und wirkte trotzdem nie verloren oder fehl am Platz. Weil er von vornherein wusste, dass er bei mir niemanden treffen würde, mit dem er sich auf Augenhöhe über Literatur hätte streiten können, ergab er sich, ohne jede intellektuelle Arroganz, doch mit einer fast kindlichen Freude, dem sinnlosen Treiben. Aber immer nutzte er seine Auftritte im Fernsehen, um dort Werbung für dessen größte, aber zusehends chancenlose Konkurrenz, das Lesen, zu machen.

Ich kannte Marcel Reich-Ranicki bereits ziemlich gut, als seine Biographie „Mein Leben“ erschien, und ich hatte mich da, wie viele meiner Zeitgenossen, längst vor dem dunklen Teil der Geschichte meines Volkes davongemacht und mich in der Idylle zwischen Wirtschaftswunder und „Love and Peace“, in der ich aufgewachsen war, eingerichtet. Mit der Lektüre seines Buches hat mich diese Vergangenheit noch einmal eingeholt, und erst zu diesem späten Zeitpunkt, ich muss es zu meiner Schande gestehen, habe ich mich ihr wirklich gestellt.

Meine Eltern hatten von ihrer Vertreibung erzählt, meine Lehrer ihre Schuldigkeit getan, meine Literaturliste über die Naziverbrechen war ausführlich. Aber plötzlich ging es um das Schicksal eines Menschen, den ich kannte und verehrte. Dieser musische, belesene, zutiefst fried-

liche jugendliche Marcel Reich-Ranicki, ein deutscher Gymnasiast, in dem ich meine eigene Jugend wiederfinden konnte, wurde für mich zum Sinnbild des unschuldigen Opfers und der gereifte Überlebende dieser Greuel gleichzeitig zum Held des Vergebens, aber Gott sei Dank eben nicht des Vergessens. Der große Kritiker hatte selbst ein Buch geschrieben, das sich jeder Kritik entzog, weil man die Wahrheit leugnen, aber nicht kritisch hinterfragen kann. Ich bin ihm dafür persönlich zutiefst dankbar.

Es ist zu seinem Tode viel Kluges über diesen außergewöhnlichen Menschen gesagt worden, und ich gehöre nicht in die Reihe der Redner, die dem etwas hinzufügen könnten. Ich stehe hier sozusagen als Vertreter der geistigen Mittelklasse, das sich jeder Kritik entzog, deren Welt weder die Frankfurter Anthologie noch der literarische Kanon ist. Und ich war berührt von der Anteilnahme, die ich gerade auf dieser, auf meiner Ebene zum Tode von Marcel Reich-Ranicki gespürt habe. In Online-Foren, auf denen sonst fast ausschließlich gelästert, genörgelt und in Frage gestellt wird, ging es plötzlich nachdenklich und nachgerade feierlich zu, als der Tod von Marcel Reich-Ranicki dort zum Thema wurde. Ein User nannte es schlicht ein Glück, sein Zeitgenosse gewesen zu sein. Ein anderer bedankte sich dafür, von ihm die Fähigkeit erlernt zu haben, vergeben zu können. Dieser streitbare Mann hat erreicht, dass in diesem streitlustigen Medium kurzfristig Friede einzog.

In den bunten Fernseh-Klatschmagazinen, diesem Markt der ständigen Erregung, sah man bedrückende Schwarzweißbilder des Warschauer Gettos. Der sonst immer laute und um Jugendlichkeit bemühte Boulevard verneigte sich stumm vor dem Tod eines weisen alten Mannes.

Und so versuche ich es denn – als Sprecher dieser Masse und nicht als Vertreter einer Elite – an dieser Stelle ein zweites Mal: Marcel, du hättest tausend Gründe gehabt, dieses Land, nach dem, was es dir angetan hat, zu hassen. Aber nichts hat dir die Liebe zu seiner Musik und seiner Literatur nehmen können, und nichts, aber auch gar nichts in deinem langen Leben konnte dich davon abhalten, uns, den Nachfahren deiner Feinde, diese Liebe weiterzugeben. Ich überreiche dir dafür im Namen all jener, die diese Botschaft verstanden haben, noch einmal einen Lebenspreis. Und keiner bedauert es mehr als ich, dass du ihm diesmal nicht mehr ablehnen kannst.

Feuer am Dach

Der nächste Tablet von Amazon bekommt einen Notfallknopf

Wir kennen den Notfallknopf von allen großen Rettungsdiensten: Greise und Gebrechliche tragen ihn um den Hals oder am Handgelenk, und wenn es Schwierigkeiten gibt, meldet sich auf Knopfdruck ein hilfsbereiter Geist. Allerdings, lässt das Rote Kreuz uns in einem Werbefilm wissen, handelt es sich nur bei fünf Prozent aller Kontakte um echte Notfälle. Und der Rest – allgemeines Unwohlsein, ungewolltes Alleinsein, verlegte Fernbedienungen, fehlendes Tierfutter? Immerhin ist sich selbst die Feuerwehr nicht zu schade, auch dann mit dem Leiterwagen auszurücken, wenn es lediglich Omas Katze aus der Dachrinne zu retten gilt. Auch der Online-Händler Amazon bietet künftig einen Notfallknopf an. Wer auf seinem noch in diesem Herbst erhältlichen Tablet mit dem zündenden Namen Kindle Fire HDX auf das „Mayday“-Feld tippt, wird, so verspricht es die Firma, spätestens nach fünfzehn Sekunden mit einem Helfer verbunden, der in einem kleinen Bildschirmfenster auftaucht, auch wenn er den Hilfesuchenden, auch das verspricht die Firma, seinerseits nicht sehen kann. Dafür kann er ihm zuhören, aus der Ferne Pfeile auf dem Bildschirm des Kunden zeichnen und das Gerät im Notfall komplett steuern. Natürlich nur im Notfall. Wie bei den Maltesern ist der Notdienst rund um die Uhr erreichbar. Aber während die Zahl der Notrufe bei den klassischen Hilfsdiensten zum Beispiel an Weihnachten kaum höher als an anderen Tagen sein wird, wenn sich auch 95 Prozent der Fälle dann um die Folgen der Festtagsvöllerei drehen, müssen die hilfsbereiten Geister von Amazon all den frisch Beschenkten zu Diensten sein, die auf ihrem neuen Gerät nichts finden bis auf den Notfallknopf. Wer will schon entscheiden, wann wirklich Not am Mann ist? Amazon selbst fürs Erste nicht. Vielleicht besinnt sich das Unternehmen eines Besseren, wenn sich auch über den „Mayday“-Knopf nur fünf Prozent echte Notfälle melden. Und der Rest? Könnte einfach nur ein bisschen plaudern wollen. Oder Bestellungen aufgeben: Fernbedienungen und Tierfutter hat der Versandhändler schließlich im Angebot. Und Tabletten gegen Völlegefühl. Sogar für Katzen. kue

Appell gegen Barlach

Autoren drohen mit Weggang

Die Autoren des Suhrkamp Verlags haben in einem offenen Brief gefordert, die „einzigartige Beförderung von Literatur und Wissenschaft“ als Hauptaufgabe des Verlages zu schützen. Zu den Unterzeichnern zählen mehr als 180 Schriftsteller und Wissenschaftler, darunter so prominente Autoren wie Hans Magnus Enzensberger, Peter Sloterdijk, Durs Grünbein, Uwe Tellkamp, Cees Nooteboom und Sibylle Lewitscharoff, sowie die Erben von Hermann Hesse, Thomas Bernhard, Ingeborg Bachmann und Paul Celan. Einer Eigentümersituation, heißt es in dem Schreiben, die dem Minderheitsgesellschaftler „Hans Barlach maßgeblichen Einfluss auf die Geschicke des Verlages beließe“, würden sie mit „allergrößter Sorge“ entgegensehen: „Eine weitere Zusammenarbeit mit dem Verlag könnten wir uns unter diesen Bedingungen nicht vorstellen.“ Die Autoren sind der Überzeugung, dass die Beziehung zwischen ihnen und dem Verlag nicht nur aus einer Vertriebspartnerschaft bestehe, „in der allein kommerzielle Ziele entscheiden, was auf den Markt kommt“.

Heute

Gedichte aus der Hölle

King Kong will auch ein Eis: Die Lyrikerin Nora Gomringer lässt in ihren „Monster Poems“ Drachen, Vampire und andere unheimliche Viecher auflaufen. **Seite 32**

Formen und Klänge

Elisabeth Borchers ist durch viele Schulen gegangen und gehörte doch keiner ganz an: Zum Tode der Dichterin mit dem großen Reichtum an Gedanken und Bildern. **Seite 34**

Zur Biennale in die Türkei

In Istanbul gehen die Menschen auf die Straße, um zu demonstrieren. Die Kunst dagegen, die Besucher aus der ganzen Welt anlocken soll, findet hinter Mauern statt. **Seite 35**

Unter Helikopter-Eltern

Der „Polizeiruf: Kinderparadies“ ist ein filmisches Erzählexperiment, das den Fernsehzuschauer verwirrt. Und doch sehen wir einen großen Krimi mit seltener Tiefe. **Medien 39**